

ILINCA FLORIAN

*Als wir
das Lügen
lernten*



Karl Rauch

ILINCA FLORIAN

*Als wir
das Lügen
lernten*

Roman

Karl **Rauch**

Für meine Eltern

<i>Das Schiffswrack</i>	7
<i>Fahrverbot</i>	20
<i>Mittagschlaf</i>	32
<i>Fahrradfahren</i>	45
<i>Splitterspiele</i>	56
<i>Das Stethoskop</i>	68
<i>Tanztee</i>	81
<i>Die Neuigkeit</i>	94
<i>Der Brief</i>	106
<i>Großmutter fragt</i>	121
<i>Von Bergen und Bananen</i>	134
<i>Abbild</i>	146
<i>Auszug</i>	158
<i>Das fremde Haus</i>	176

Das Schiffswrack

Der Himmel ist heute dunkler als sonst. Bis jetzt hatten wir jeden Tag Sonne. Ich fahre mit meinen Pupillen die Ränder der schmalen Wolken ab, die sich dicht an dicht aneinander-schlängeln, wie ein Schwarm von Kaulquappen. Ich liege im Salzwasser, mache meine Zehen lang, strecke meine dünnen Finger dem Horizont entgegen, greife nach Algen und erschrecke nicht. Letzten Sommer noch fand ich sie ekelerregend wie abgestandene Nudeln, stets hatte ich Angst vor der Berührung mit dem klebrigen Gras. Dieses Jahr bleibt nur die Furcht vor den Quallen. Ich kneife die Augen zusammen, weil nun doch ein Strahl Sonne durch das Wolkengeflecht dringt. Ich blinzle und lasse mich auf dem Wasser treiben, das beruhigende Schwarz vor Augen, da werde ich mit einem schnellen Griff am Arm, an der Schulter gepackt.

Ein Körper, nicht viel größer, aber weitaus kräftiger als meiner, drückt mich nach unten. Meine Arme und Beine strampeln und rudern, ich schnappe nach Luft, ich schlucke das salzige Wasser. Meine rechte Hand formt eine Faust und hämmert gegen den Brustkorb meines Cousins. Meine Augen brennen, ich vergesse immer, sie beim Tauchen zu schließen, ich brülle, ich weiß, dass mich keiner hört, hier unten ist es still. Ich zapple wie ein Fisch, der auf Sand gestrandet ums Überleben kämpft. Mein Bruder kommt mir zu Hilfe, er packt den Übeltäter am Nacken und ruft: »Wir wollen langsam los.« Unerwartet schnell lässt mein Cousin von mir ab. Ich schiebe mich hoch, hinaus aus diesen dunklen Untiefen, ich keuche, als endlich Luft durch meine

Atemwege strömt. Ich kreische aus voller Kehle in der Hoffnung, dass alle Erwachsenen mich hören, aber sie sind winzige Umrisse in der Ferne, die Tücher zusammenlegen oder ihre Köpfe über Bücher beugen, deren Seiten von der Sonne vergilbt sind. Keiner interessiert sich für mich, umso lauter schreie ich. Mein Cousin sagt: »Komm mal runter«, streckt seinen Arm in meine Richtung, ich rümpfe die Nase und fasse seine Hand und lasse mich an Land ziehen. Bevor wir aus dem Wasser stapfen, mahnt er mich, still zu sein, mich unauffällig zu verhalten, er greift mit seiner freien Hand in die sanft summenden Wellen, die uns nur noch bis zu den Knöcheln reichen. Ich habe keine Lust auf seine Spielchen, ich löse mich aus seinem Griff, laufe zu meinem Vater auf das Handtuch. Mein Bruder ist dabei zu packen, er hat bestimmt schon Hunger, er ist immer der Erste, der aufbrechen will, weil er sich schon nach dem Abendessen sehnt.

Breit grinsend stapft mein Cousin durch den heißen Sand, bewegt sich in großen Schritten auf uns zu, hinter seinem Rücken hat er etwas versteckt, er sagt nichts und keiner beachtet ihn, also grinst er noch angriffslustiger. Ich verdrehe die Augen, und bin zugleich voller Erwartung – was führt er im Schilde? Er gibt mir noch einmal mit einem seiner langen Klavierspielerfinger das Zeichen, die Klappe zu halten. Er ist jetzt ganz nah bei uns. Meine Mutter reicht meiner Tante eine leere Wasserflasche, die sie in ihre Basttasche packt. Mein Vater sagt laut in meine Richtung, dass wir gehen. »Jetzt gleich!«

Ich starre gebannt auf den Rücken meines Onkels, sehe die weichen dunklen Haare, die aus seinen Achselhöhlen ragen und in der Sonne glänzen, die roten Stellen, die er im Nacken bekommen hat, weil er zu selten im Schatten liegt. Er döst, seine Augen sind geschlossen, vielleicht träumt er sogar und versäumt den allgemeinen Ruf zum Aufbruch. Sein Sohn wird dem sanften Schlummer schnell ein Ende setzen. Wie ein Tennisspieler holt er aus und klatscht seinem

Vater eine tote Qualle von der Größe eines Spiegeleis mitten auf den Rücken.

Ich fange an zu lachen, die Wut auf meinen Cousin ist verflogen, in wenigen Minuten hat er sich in meinen Augen vom Peiniger zum Clown gewandelt. Er selbst hat keine Zeit, mitzulachen, sein Opfer ist aufgesprungen, die Qualle auf das Handtuch gerutscht. Sein Vater hechtet hinter ihm her, vollführt mit ausgebreiteten Armen Drohgebärden, greift dabei jedoch mehr in die Luft, als wirklich Widerstand zu suchen. Mein Cousin wirft seine langen Beine, seine dunklen Haare sind strähnig und steif vom Salzwasser und wehen im Wind. Er läuft ins Wasser, lacht schrill wie ein Mädchen, ich lache mit, auch wenn er mich nicht hört. Mein Onkel gibt schnell auf, er geht nicht gerne ins Wasser, die Verfolgungsjagd wird vertagt, er bremst im Sand und flucht ins Leere, kehrt zu uns auf die Handtuchinsel zurück und sagt laut: »Genug Sonne und Strand für heute.«

Wir rennen durch ein Maisfeld. Mein Cousin läuft vor mir her, er ist viel schneller als ich, die langen Blätter der Maisstauden streifen meine Beine. Es tut ein wenig weh, aber mir gefällt der Schmerz. Am Abend werde ich meine Unterschenkel unter kaltes Wasser halten und mir die dünnen Striemen in der braun gebrannten Haut ansehen. Mein Cousin bleibt stehen, endlich, ich will nicht mehr laufen, ich hechle wie ein Rudel getriebener Hunde, die Augustsonne brennt auf uns herab. Das Meer rauscht hinter unseren Köpfen, es klingt weiter weg, als es ist. Meine Füße bremsen im Staub, ich greife mit meinem Arm nach dem Rücken meines Cousins, er dreht sich nicht um, er sagt nichts, steht nur steif zwischen zwei Maisstauden. Eine Stimme ruft nach uns. Es ist meine Tante, sie ruft unsere Namen, sie ist nicht weit weg, wir hören ihre Schritte auf dem Schotterweg, der das Maisfeld auf der rechten Seite begrenzt. Mein Cousin

wendet jetzt den Kopf, er lächelt breit und bedeutet mir, bloß nicht den Mund aufzumachen. Mein Vater ruft jetzt auch nach uns, ich höre, wie er flucht. Er sagt, er fahre noch heute mit uns nach Bukarest, wenn es so weiterginge.

»Ich zerre euch ins Auto und es gibt keine Widerrede.«

Meine Tante versucht, ihn zu beruhigen: »Es sind Kinder!« Der Sanftmut in ihrer Stimme klingt nicht echt. Ich grinse jetzt, ich will den Ton angeben, ich lasse mir nicht sagen, wie weit ich rennen soll. Wir schleichen uns an den Schotterweg heran, hören die Schritte meines Vaters, sagen nichts. Meine Tante sagt: »Sie sind bestimmt schon zu Hause.« Papa flucht nicht mehr, er atmet laut und geht jetzt schneller. Meine Haut juckt von der Hitze, ich habe Blasen an den Füßen von meinen Plastiksandalen. Wir sehen den Erwachsenen hinterher, wie sie zu Punkten werden, die auf die asphaltierte Landstraße nach links abbiegen. Ich stelle mir vor, wie sie im Ferienhaus die Wassermelone aufschneiden werden, die wir gestern gekauft haben. Ich will ihnen hinterherlaufen, will rufen: »Es tut uns leid, wir sind doch da, wartet!« – doch mein Cousin zieht mich an der Hand in die Maisstauden zurück, er zeigt auf das Meer, er sagt: »Deine Mutter ist noch im Wasser!«, und wir drehen um.

Meiner Mutter fehlen nur Schwimmhäute zwischen Fingern und Zehen, um das sein zu können, was sie wirklich sein will: ein Fisch, ein Wal, eine Möwe auf dem Wasser. Während alle anderen dreimal am Tag baden gehen, taucht sie doppelt so oft in ihr salziges, nasses Zuhause. Den kurzen Strandbesuch vor Sonnenuntergang, der meist ihr alleine gehört, nicht mitgerechnet. Während mein Vater und ich dann auf dem großen, schwarz-weiß gestreiften Laken sitzen und die Augen zusammenkneifen, um ihren Hinterkopf, der zwischen den kleinen Wellen immer kleiner wird, zu erkennen, wähnt sie sich im Paradies. Auch jetzt, als mein Cousin und ich am Strand ankommen, ist der Kopf meiner

schönen Mutter eine kleine Murmel in der Ferne. Wir winken ihr ohne Worte, sie sieht uns nicht, sie schwimmt weiter und weiter, ich blicke auf das Wasser, halte meinen kleinen Finger vor das rechte Auge, schließe das linke und messe mit dem Daumen die Distanz zwischen meiner Mutter und dem Schiffswrack. In dem Gemälde, das wir jeden Tag von unserer Liegefläche am Strand aus ansehen, befindet sich das Schiffswrack rechts in der Ecke, und es jagt mir Angst ein. Alle reden vom selben Wrack, aber jeder hat eine andere Vorstellung davon, wie lange es schon dort liegt. Jeder gibt eine andere Schätzung darüber ab, wann das Schiff wohl gekentert ist. Meine Tante sagt, es sei passiert, als es während eines Sturms gegen einen großen Felsen prallte. Jedes Jahr, wenn wir ans Schwarze Meer zurückkehren, ist das Hinterteil des Wracks noch ein Stück weiter ins Wasser hinabgesunken, das Schiff wird immer kleiner, aber es ist immer noch viel von ihm da. Ich stelle mir vor, wie ich einmal alt sein werde und das Wrack nicht mehr da sein wird.

Mein Cousin kneift mich in den Arm. Er macht das oft, ohne Grund, er will mir wehtun. Er zeigt auf meine Mutter und sagt: »Sie wird noch auf das Wrack steigen, glaubst du nicht?«

»Nein«, sage ich, weil ich ihr das nicht zutraue.

»Sie war aber schon mal ganz nah dran. Das weißt du?«

Ich zucke mit den Schultern, ich will nicht darüber reden, mir jagt alles Angst ein, was mit dem Schiffswrack zu tun hat. Ich glaube, es hausen unheimliche Tiere unter und auf dem Deck und in der Nähe der Schiffswände. Ich will, dass meine Mutter jetzt umdreht.

»Vielleicht kommt sie nie wieder«, sagt mein Cousin und verscheucht eine Fliege, die sich auf seine Schulter gesetzt hat.

»Glaubst du, sie schwimmt in den Westen?«, frage ich ihn.

Mein Cousin sagt: »So ein Quatsch!«, und: »Das schaffen nur sehr, sehr wenige«, und beginnt, die Sandburg, die wir

heute Morgen gebaut haben, zu zerstören. Er tritt mit den Füßen gegen die Türme, er steigt in die kleinen Kanäle, die zwischen zwei Burgmauern verlaufen.

»Warum?«, schreie ich.

»Die Wellen würden sie sowieso verschlucken«, sagt er.

Mamas Kopf wendet sich endlich uns zu, ihr kleines helles Gesicht ragt aus dem dunklen Meer und steuert auf uns zu. Ich winke, etwas verzögert winkt sie zurück. Mein Cousin setzt sich auf das Laken, er kramt in Mamas großer Tasche aus Leinen. Nichts Essbares darin. Der Körper meines Cousins ist drahtig wie meiner, wir sind zwei braun gebrannte, magere Hampelmänner, ständig werden wir von unseren Eltern aufgefordert, mehr zu essen. Keiner sieht, dass wir immer dann nach Essen suchen, wenn die anderen nicht hinsehen. Vielleicht essen wir einfach nicht gerne in ihrer Anwesenheit. In Mamas Tasche findet mein Cousin nur ihre Zigaretten. Seine Augen werden groß, er nimmt eine Zigarette aus der Schachtel, schiebt sie hinter sein rechtes Ohr. Er posiert vor mir wie ein Fotomodell. Einmal hat er sich eine angezündet, in Bukarest, auf dem Balkon. Aber ich glaube, er hat nicht richtig daran gezogen.

Meine Mutter kommt aus dem Wasser, sie läuft auf uns zu und lächelt. Ihr blauer Badeanzug glänzt in der untergehenden Sonne. Wir sind die Letzten am Strand, außer einer alten Frau und einem kleinen Mädchen – sie liegen noch näher an der bulgarischen Grenze als wir. Die Frau packt einen Rucksack, während das Mädchen sich die Haare abtrocknet. Meine Mutter schlüpft aus dem nassen Badeanzug, sie trocknet sich ab, setzt sich in das große Handtuch gehüllt neben uns und zieht mit einem Handgriff die Zigarette hinter dem Ohr meines Cousins hervor.

»Wart ihr nicht schon weg?«, fragt sie und versucht, die Zigarette mit ihrem gelben Feuerzeug anzuzünden. Es funktioniert nicht, sie versucht es noch einmal unter dem Dach,

das sie aus ihrem Handtuch baut. Das machen alle Erwachsenen, wenn der Wind zu stark bläst. Man braucht eine kleine Schutzvorrichtung, hinter der die Zigarette Feuer fangen kann. Mein Cousin zuckt mit den Schultern, ich sage: »Er war kacken im Maisfeld!« Er gibt mir einen Klaps auf den Hinterkopf, ich trete gegen sein Schienbein. Dann springe ich auf, er hinterher, die Jagd geht los. Wir laufen Achten, er dicht hinter mir, ich auf das Wasser zu, schäumende kleine Wellen prallen gegen meine Fußknöchel. Er ist schneller als ich, aber er tut zu Beginn so, als sei er es nicht, das macht er bei jeder unserer Verfolgungsjagden. Als das Spiel zu Ende ist, liegt er auf mir und reibt mein Gesicht mit nassem Sand ein. Ich schreie wie am Spieß.

Meine Mutter zieht an ihrer Zigarette und sieht aufs Wasser. Sie drückt den glühenden Stummel in den Sand, steht auf und zieht ein mit gelben und roten Rosen gemustertes Kleid über den Kopf. Mit kräftigen Schlägen schüttelt sie ihr Strandlaken und ihr Handtuch aus, der Wind treibt Sand- und Salzkörner aus dem Stoff in die Abendluft.

Wir öffnen das kleine Tor zum Garten. Meine Tante, mein Onkel und mein Vater sitzen am langen Tisch neben dem Brunnen und bereiten das Abendessen vor. Meine Tante schält Kartoffeln, mein Vater nimmt einen Fisch aus. Als er uns sieht, flucht er laut. Meine Mutter sagt, er solle nicht fluchen, wir schleichen uns davon in den hinteren Teil des großen Gartens. Wir wollen keine Handtücher aufhängen, wir wollen keine Tomaten schneiden, Mama kann noch so laut rufen. Mein Cousin zieht mich an den Gemüsebeeten und den türkischen Toiletten vorbei. Er hält meine Hand ganz fest und sagt: »Die Henne hat wieder Babys, komm mit.« Der Hühnerstall ist viel größer als das Kaninchengehege, an heißen Tagen stinkt es hier nach Mist, und die kleinen Küken trippeln hintereinander aus einer Ecke in die andere, die Hühnermutter ist nicht in Sicht. Mein Cousin greift

Ich danke Rebekka Göpfert, Julia Franck und Hans Koch für
ihre Unterstützung und ihr Vertrauen.

I. F.



© Philip Kaminski

ILINCA FLORIAN (*1983) wurde in Bukarest geboren und ist in Österreich aufgewachsen, seit 2007 lebt sie in Berlin. Dort spielte sie am GRIPS Theater und studierte an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin (dffb). Sie arbeitet als Werbetexterin und Drehbuchautorin, ihr Drehbuch *Wolken Wollen* erhielt den Drehbuchpreis des Internationalen Studentenfilmfestivals »sehsüchte«. Als Regisseurin hat sie zwei Kurzfilme und einen Dokumentarspielfilm realisiert. Die Tragikomödie *Blind und Hässlich*, die sie mit dem Regisseur Tom Lass entwickelt hat, wurde 2017 auf dem Filmfest München mit dem Preis des Internationalen Kritikerverbandes FIPRESCI ausgezeichnet, gewann auf dem Filmfest Oldenburg den »German Independence Award« und auf dem Filmfest in Mainz (FILMZ) den Publikumspreis. *Als wir das Lügen lernten* ist ihr erstes Buch.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 by Ilinca Florian
© 2018 der deutschen Ausgabe:
Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf
Covergestaltung, Layout und Satz von Sebastian Maiwind, Berlin
Coverabbildung © Sebastian Maiwind
Einband- und Vorsatzmaterial von peyer graphic, Leonberg,
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier und gebunden
bei Finidr in Český Těšín.
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-7920-0252-0

www.karl-rauch-verlag.de